



Stern der Neger

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig 2.50 S., Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2.50 Pengö,
Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2.50 Franken, übriges Aus-
land 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Aposto-
lischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von
Brigen, Triinn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 11

November 1936

XXXIX. Jahrgang



In tiefer Trauer geben wir den Lesern unserer Zeitschrift
bekannt, daß am 6. Oktober im Missionshaus Josefstal, Ell-
wangen, nach schwerer Krankheit

H. H. P. Josef Münch, F. S. C.

im 66. Lebensjahr gestorben ist. Als Apostolischer Missionär
wirkte er 16 Jahre lang in Zentralafrika, seit Ausbruch des
Weltkrieges war er in verschiedenen Häusern unserer Kongre-
gation als Novizenmeister, Spiritual und Rektor tätig. Unsere
Zeitschrift wird ein Lebensbild des Verstorbenen bringen. Wir
empfehlen unseren lieben Toten dem frommen Gedenken im
Gebete.

Herr, gib ihm die ewige Ruhe!

Das Königtum der Liebe.

Ein Aufruf zum Weltmissionssonntag 1936.

Von Erzbischof Costantini, Sekretär der Propagandakongregation und Präsident des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung.

Der hl. Ignatius von Antiochien sagte in der Frühzeit des Christentums, die römische Kirche besitze das Königtum der Liebe. Dieses Wort beschreibt das Wesen der Missionsliebe, die immer in der Kirche bestand und die in diesen jüngsten Zeiten mit neuerwachtem Missionseifer der ganzen katholischen Welt in wunderbarer Weise sich vertiefte und verstärkte.

Im Mai dieses Jahres verteilten wir an die Missionen 41 Millionen Lire des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung und 6½ Millionen Lire des Päpstlichen Werkes vom heiligen Apostel Petrus für den einheimischen Klerus; ferner wurden 12 Millionen Lire verteilt, die vom Werk der heiligen Kindheit gesammelt wurden.

Das sind sehr schöne Ziffern, die zeigen, wie die Gläubigen in ihrer Seele das Missionsproblem mitempfinden und mit unerschöpflicher Freigebigkeit an seiner Lösung mitarbeiten. Zur Bildung dieser Summe trug einen guten Teil das Scherflein der Witwe, d. h. die Gabe der Armen, bei, die von Gott mit besonderem Wohlgefallen angenommen wird.

Wenn man ferner an die Zeit der Wirtschaftskrise denkt, die die ganze Welt pei-

nigt, erhalten die mitgeteilten Zahlen noch eine größere Bedeutung. Im Jahre 1930 konnte der Generalrat des Werkes der Glaubensverbreitung über 67 Millionen Lire verteilen. Diese Zeiten werden wiederkehren, denn die Krise wird weichen. Und immer blüht das Königtum der Liebe unserer Kirche, d. h. die Liebe, mit der die Gläubigen die Kirche in die Möglichkeit versehen, den stets wachsenden Bedürfnissen der Mission zu Hilfe zu kommen.

Es ist mir ein Herzensanliegen, allen Gläubigen und allen edlen Wohltätern der Mission ein inniges Dankeswort zu sagen und dabei auch die Gefühle unserer Missionäre zum Ausdruck zu bringen, die unermüdet den Schützengrabenkrieg der Weltmission führen. Im Vorjahr gewannen sie eine halbe Million Seelen für den katholischen Glauben. Wir schauen auf sie mit Liebe und Bewunderung. Sie aber blicken auf uns, vertrauend unserem Gemeinschaftsgeist und unserer helfenden Treue. Die Bedürfnisse wachsen, da die Missionen sich jedes Jahr vermehren. Wir aber vertrauen im Glauben, daß auch die Caritas sich mehre.



Unter den Hungernden in Afrika.

Unter der armen Bevölkerung Mittelfrikas fehlt es nie an Hungernden, sei es wegen Trockenheit, Heuschreckenplage oder der Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen. Die Missionschwestern suchen die Armen auch im Walde auf, um ihnen Speise für den Leib und, wenn sie erst ihr Vertrauen gewonnen, auch für die Seele zu bringen. (Fides-Foto.)

Ein Bischof der Eisregionen berichtete neulich an die Propaganda von einem Unfall, der seinem greisen Bischof, dessen Hilfsbischof er ist, zustieß: „Im verflossenen Jahre hätte dieser unermüdlige 71jährige Missionsbischof bei einem tragischen Unglücksfall, der seinen Reisegefährten, einen Missionär, das Leben kostete, beinahe selbst das Leben verloren. Die beiden befanden sich auf einer Kanufahrt im äußersten Norden des Vikariats. Das Kanu wurde von einem Wassermirbel fortgerissen. Ein Baumzweig, unter den das Kanu getrieben wurde, segte den Missionär mit allen Vorräten (Tragaltar, Kleidern, Lebensmitteln) ins Wasser. Der alte Bischof konnte nach unerhörten Anstrengungen zu einer Uferstelle gelangen, ohne des von der Strömung verschlungenen Gefährten noch einmal ansichtig zu werden. Ganz allein befand sich nun der greise Bischof an diesem Orte der Tragik, erschöpft, ohne irgendwelche Hilfsmittel, mehr als 40 Kilometer von jeder menschlichen Behausung entfernt. Er beobachtete die Strudel des Flusses, ob sie nicht den Leichnam des Gefährten herausgäben. Vergebens! Ruhig erwartete er dann selbst den Tod — oder eine Hilfe, die ihm die göttliche Vorsehung vielleicht schicken würde. Zwei Tage später kam an der Stelle zufällig ein Goldsucher vorbei und rettete den armen Bischof.“

Diese Tatsache, die sich in anderer Form recht häufig in den Missionen wiederholt, ist auch ein Gleichnis. Es zeigt an, wie die göttliche Vorsehung gerne den teuren Missionären hilft, die von so vielen Gefahren und Nöten umgeben sind. Die Vorsehung bedient sich der Menschen, um ihnen zu helfen. Von uns verlangt sie, daß wir die Werkzeuge ihrer mütterlichen Sorge für den Unterhalt der Missionäre seien. Wir sind wahrhaft diese edlen Werkzeuge, wenn wir für die Ausbreitung des Gottesreiches beten, wenn wir den Herrn der Ernte bitten, daß er Arbeiter auf das Feld der apostolischen Arbeit sende, wenn wir mit unserer Karitas den Missionären die Möglichkeit schenken, zu leben und zu arbeiten.

Um die Karitas zu mehren, muß der gewaltige Missionskreuzzug der Gläubigen



Unterricht im Weben.

Eine einheimische Schwester aus dem Vikariat Basutoland gibt einem jungen Basutomädchen Unterricht im Weben. (Fides-Foto.)

organisiert werden. Das Geheimnis des Erfolges liegt ganz in der Organisation. Wir wenden uns an unsere verdienten Mitarbeiter, an die Nationaldirektoren des Priestermissionsbundes und der Päpstlichen Werke, damit sie nicht innehalten in der Arbeit, die weltumspannende Missionsorganisation immer weiter vorwärtszutragen. Alle Priester sollten Mitglied des Priestermissionsbundes werden. Dieser Bund ist gleichsam ein warmer Blutkreis, der durch die feinsten Adern alle Pfarreien erreicht. Im verflossenen Jahr vermochten die Katholiken einer Nation trotz der besonderen Schwierigkeiten ihren Missionsbeitrag zu erhöhen. Die Erklärung dieser beispielgebenden Tätigkeit bietet das Wort „Organisation“. Alle guten Katholiken sollten Mitglied des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung werden! Alle

Priester und Seminaristen mögen sich stets des Päpstlichen Werkes für den einheimischen Klerus annehmen, es überall bekannt machen und ihm Hilfsmittel zuführen, damit es ihm ermöglicht wird, die jungen Priesterkandidaten heranzubilden, die sich in den einheimischen Seminarien drängen. So bereiten sie die Ankunft des Reiches Christi in den Heidenländern vor.

Im Mai vorigen Jahres gründete ein spanischer Priester eine Studienbursa für einen einheimischen Seminaristen. „Das ist mein ganzes Geld“, sagte er zum Nationaldirektor des Werkes für den einheimischen Klerus. Dann befann er sich einen Augenblick, als ob er etwas vergessen hätte, faßte in seine Tasche und übergab dem Nationaldirektor seine goldene Uhr mit Kette: „Geben Sie dies bei Ihrer Komreise dem Papst für den einheimischen Klerus.“ Ich durfte dem Papst diese goldene Uhr selbst übergeben. Hat sie doch eine moralische Bedeutung, die kostbarer ist als der Metallwert selbst. Der Papst, der die Missionsaktion so sehr liebt und so sehr begünstigt, wertete die karitative

Geste sehr und gab mir den Auftrag, in seinem Namen dem schlichten Priester zu schreiben.

Jeder von uns wird auch in schweren Zeiten irgend etwas finden, um das Königtum der Missionsliebe, der Liebe zur heiligen katholischen Kirche, immer mehr zu entflammen! Bereiten wir uns mit neuem Eifer vor, um den Weltmissionssonntag 1936 zu feiern. Er ist bestimmt zum Leben und zum Wachstum des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung. Er soll eine Welt-Heereschau der Missionshilfe sein. Am Weltmissionssonntag sollen wir 1. für die Missionen beten, 2. immer mehr den Missionsgedanken verbreiten, 3. die Mittel sammeln, damit die 500 Missionen, die unter den fernem Riesenmassen der Heiden errichtet sind, leben und arbeiten können.

Möge der eindringliche Ruf Christi unsere Herzen rühren: „Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstall sind; und es ist notwendig, sie zu mir zu führen, damit ein Schafstall und ein Hirte werde.“

Jubelfest der Antoniuskirche zu Barberton.

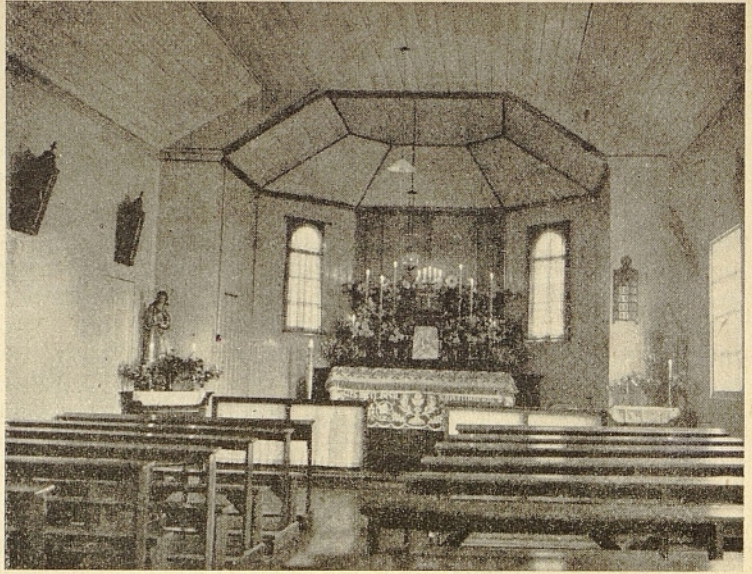
(Von ihr selbst erzählt.)

Vor 51 Jahren war ich noch nicht ins Dasein getreten. Vor 52 Jahren oblagen zwei englische Brüder, namens Barber, in dieser damals wilden Gegend der Jagd. Eines Tages schossen sie eine Antilope und verfolgten das verwundete Tier. Wo es verendete, fanden die beiden Männer Quarzgestein, das seltsam glitzerte. Bei näherer Untersuchung erkannten sie, daß sie nichts weniger als ein Goldlager entdeckt hatten. Das veranlaßte das Brüderpaar, die Jagd nach slichtigem Wilde aufzugeben und ihre ganze Kraft und Zeit der Jagd nach dem gleichenden Metall zu widmen. Da dieses sich auch sonst großer Beliebtheit, ja leidenschaftlicher Zuneigung bei den Menschen erfreut, war die Nachricht von dem Funde bald verbreitet, und scharenweise fanden sich Leute ein, die gern reich und selbst Millionäre geworden wären. So entstand in dem wilden, abgelegenen De-Kaap-Tal wie durch Zauberndacht ein Bergwerkslager, das sich in kurzer Zeit zu einer

Stadt auswuchs, die zu Ehren des Brüderpaars Barberton genannt wurde und deren Einwohnerzahl in drei Jahren auf fast zehntausend Seelen answoll. Unter ihnen befand sich auch eine gute Anzahl Katholiken, die meist von der grünen „Insel der Heiligen“ abstammten. Ihre Wege fanden sich auch bald ein katholischer Priester auf den Barbertoner Goldfeldern ein.

Eines Tages war der Oblatenpater Kelly, selbst ein Ire, zu einem Kranken gerufen worden, der in ziemlicher Entfernung vom Städtchen sein Glück versuchte. Der Tag war trüb und regnerisch gewesen, und der Seelsorger war vom Fuß bis zum Kopf mit Kot bespritzt, als er abends müde nach Barberton zurückkehrte. Auf dem „Marktplatz“ stand ein Haufen Goldgräber beisammen. Als die Iren ihren Priester in so wenig salonsfähigem Anzug erblickten, rührte sich bei ihnen die bekannte keltische Großmut. „Seht den armen Vater Kelly! Er hat nicht einmal eine Wohnung. Laßt

Blick in die Antonius-
Kirche von Barberton.
(Archiv Kongr. F. S. C.)



uns ihm ein Häuschen bauen!“ „Und eine Kirche dazu!“ ließ sich eine noch großmütigere Stimme hören. Zum Bauen gehört Geld. Ein Mann nahm seinen Hut vom Kopfe; es war ein geräumiger Hut, eine sogenannte „Angströhre“. Er begann damit Geld für den beabsichtigten Bau zu sammeln. Die Durchschnittsgabe war ein „Fünfer“, d. i. eine Fünf-Pfund-Sterling-Banknote. Der Hut war in wenigen Stunden bis zum Rand gefüllt, und innerhalb 48 Stunden waren 1700 Pfund Sterling beisammen. So konnte sogleich mit dem Bau begonnen werden. Als Baustoffe kamen nur Holz und Wellblech in Betracht, die auf Seeschiffen vom fernen Europa nach Durban, dem Hafen von Natal, und von dort mittels Ochsenfuhrwerk 600 Kilometer weit auf fast unwegsamen Gelände befördert werden mußten und infolgedessen sehr teuer waren. So geschah es, daß ich als erste Kirche in Barberton entstand und zusammen mit dem dreizimmerigen Häuschen sage und schreibe 2000 Pfund Sterling kostete. Ich wurde dem hl. Antonius, dem Wundertäter von Padua, geweiht, wahrscheinlich, weil dieser Heilige als sehr fromm gilt, eine Eigenschaft, die in einem Goldgräberstädtchen, wo alles aufs Finden aus ist, sehr geschätzt wird.

Vor genau 50 Jahren wurde ich fertig-

gestellt und meiner hohen Bestimmung, Haus Gottes und Wohnung des Allerhöchsten zu sein, übergeben. Welchen Jubel löste doch dies Ereignis in der jungen Ansiedlung aus, nicht nur bei Katholiken, sondern auch bei Protestanten, die den allseits beliebten P. Kelly ohne viel Federlesens auch zu ihrem Prediger gemacht hätten, daß er ihre Ehen einsegne, ihre Kinder taufe und ihre Toten bestatte.

Der freundliche Leser wird wissen wollen, wie ich aussehe und wie groß ich geraten bin bei einer so bedeutenden Ausgabe von 40.000 Mark. Nun, meine innere Länge ist 47 Fuß oder 14,33 Meter, meine innere Breite ist 18 Fuß oder 5,49 Meter, meine innere Höhe ist 13 Fuß oder 3,96 Meter. Ich habe etwa 80 Sitzplätze. Meine Wände sind innen mit $1\frac{1}{4}$ Zentimeter starken Brettern verschalt, aus denen auch die Decke besteht. Zu festem Fundament habe ich es in meinem Leben nicht gebracht, sondern mein Holzfußboden ruht auf kurzen Pfosten von australischem Eisenholz, die in den Erdboden eingelassen sind, wodurch ein Luftraum zwischen Grund und Fußboden entsteht. Außen ist alles an mir blaugraues Wellblech, Wände und Dach. An Turm und Glocken hat man nie gedacht. Ich weiß, daß ich einfach, äußerst einfach bin, aber gute Baumeister wollen, daß öffentliche Gebäude im Einklang mit

ihrer Umgebung stehen, und dieser Prüfstein der Schönheit kam in meiner Jugendzeit voll und ganz zur Geltung, denn die Hausbauten des damaligen Goldgräber-Barbertons waren alle aus den nämlichen Baustoffen aufgeführt.

Das war 1886. Der eifrige P. Kelly stellte sein Häuschen als Schule zur Verfügung, die die erste Schule in Barberton wurde, auf deren Bänken auch die heutige Frau Bürgermeister der Stadt, Mrs. Crogon, gesessen. Im folgenden Jahre kamen katholische Ordensschwestern, Ursulinen, nach Barberton und nahmen die Schule in einem größeren Gebäude unter ihre Leitung.

Drei Jahre lang blieb die junge Ansiedlung auf aufsteigender Linie. In jener Zeit wurde das goldhaltige Riff am Witwatersrand entdeckt, das sich im Laufe der Zeit als das reichste Goldfeld der Welt erweisen sollte. Dorthin strömten bald Leute aus aller Herren Ländern und legten den Grund zu einer Stadt, Johannesburg, die heute eine halbe Million Einwohner zählt. Dorthin zogen auch Leute aus Barberton, die hofften, dort eher zum Ziele des Reichwerdens zu gelangen. Die Einwohnerzahl unseres Städtchens nahm allmählich ab, bis sie auf lumpige anderthalb Tausend zusammengeschrumpft war und die Zahl der Katholiken keine drei Dutzend mehr betrug.

Da hielt es P. Kelly auch nicht mehr länger in Barberton; auch er zog dorthin, wo mehr Gold, aber auch mehr Seelen waren. So stand ich eines Tages verwaist. Mein ewiges Licht wurde ausgeblasen, der Altar wurde verdeckt, die Fenster wurden geschlossen, die Tür wurde verriegelt und der Schlüssel einem Manne übergeben, der auf mich und das Häuschen schauen sollte. Die Schwestern hatten bereits vorher die Schule aufgegeben und das Städtchen verlassen.

So blieb es manches Jahr. Dann kam gelegentlich ein Wandermissionär nach Barberton, trommelte die wenigen Katholiken zusammen, feierte das heilige Opfer in meinem verwaisten Innern, taufte Kinder, segnete oder richtete Ehen ein und unterrichtete die in Unwissenheit geratene zerstreuten Schäflein.

Endlich, nachdem ich bereits in mein 38. Lebensjahr eingetreten war, ging meine Witwenzeit zu Ende. Ein junger Priester traf ein, P. Stephan Berger, der ständig hierbleiben sollte. Er versammelte die Katholiken und besprach sich mit ihnen über den einzuschlagenden Weg, und die guten Leute verpflichteten sich, für den Unterhalt des Priesters aufzukommen.

Sieben Monate später wurde P. Berger von P. Moïse Jpfelkofer abgelöst, dem eineinhalb Jahre später P. Josef Musar folgte. An seine Stelle trat zwei Jahre



Die zweite Konferenz der Missionsleiter von Belgisch-Kongo und Ruanda Urundi.

Die Missionsleiter von Belgisch-Kongo und Ruanda Urundi im großen Versammlungssaal der apostolischen Delegation von Léopoldville um ihren apostolischen Delegaten, Sr. Exz. Mgr. Dellepiane, geschart. Die Teilnehmer konnten durch die Funktion des Vatikan die Segenswünsche Sr. Em. des Kardinals Zumasoni-Biondi für den guten Erfolg ihrer Arbeiten, besonders hinsichtlich des einheimischen Klerus, anhören. (Fides-Foto.)

der Missionspresse, der katholischen Aktion und der einheimischen christlichen Kunst, anhören. (Fides-Foto.)

später P. Josef Weiller, den zwei Jahre später P. Bernard Zorn ablöste, dem vier Jahre später P. Anton Bieg folgte.

Ich war inzwischen 48 Jahre alt geworden. P. Bieg trägt wie ich den Namen des Wundertäters von Padua, und wir fühlen uns beide wohl dabei.

Inzwischen rückte mein fünfzigstes Jahr heran und P. Bieg rüstete zur würdigen Feier meines goldenen Jubelfestes. Er lud den höchsten kirchlichen Würdenträger in Südafrika, den Vertreter des Vaters der Christenheit in diesen Gegenden, den Apostolischen Delegaten, Erzbischof Gijls-wijk, zur Teilnahme ein. Ferner lud er die Vertreter aller katholischen Männervereine innerhalb der Apostolischen Prä-fektur Lydenburg und darüber hinaus zu einer Hauptversammlung ein, und selbstverständlich lud er seinen kirchlichen Vorgesetzten, Msgr. Moïse Mohn, sowie seine Mitbrüder ein.

Zur näheren Vorbereitung seiner Pfarr-gemeinde, die heute wieder an 150 Seelen zählt, ließ P. Bieg eine Volksmission abhalten, die von dem Redemptoristen P. Marsh von Pretoria gegeben wurde.

Am Samstagnachmittag, 13. Juni, dem Feste meines Schutzheiligen, trafen die ersten Festgäste ein, darunter Se. Exzellenz der Erzbischof und Msgr. Mohn.

Am Abend zog man in Prozession zum Gegenstand der Feier. Man hatte mich mit einem Reize farbiger elektrischer Lampen geziert, die meine bescheidenen Linien in zauberischem Lichte zeigten. P. Marsh hielt die Missions-schlusspredigt, und dann folgte ein sakramentaler Segen.

Hierauf fand im Transvaal-Hotel ein Empfang zu Ehren des Hochwüdigst. Herrn Erzbischofs und der übrigen Gäste statt, bei dem sich auch viele Nichtkatholiken, selbst der anglikanische Geistliche, einfanden, und der durch Gesangsvorträge verschönt wurde.

Am Sonntagmorgen hätte wohl jeder-mann ein feierliches Pontifikalamt in meinem Jubellinern erwartet, allein solche Ehre war mir nicht beschieden, denn da man fürchtete, ich könne die Menge der Besucher nicht fassen, hatte man mit freundlicher Genehmigung des nichtkatholischen Bürgermeisters Mr. Croxon in der geräu-migen Stadthalle Altar und Thron aufge-

schlagen, und hier hatten die Barbertoner Gelegenheit, der voll entfalteten Feierlich-keit katholischen Gottesdienstes beizuwoh-nen. Das Pontifikalamt wurde vom Apo-stolischen Delegaten gehalten und Msgr. Mohn assistierte vom Thron aus. Assisten-ten am Altare waren die PP. Stadtmüller, Steidle und Lechner. Organist war P. Mor-scher und im Chor sangen die PP. Marsh und Bieg, unterstützt von einheimischen Sängern und von Gästen aus Witbank und Pilgrimsrest.

Nach dem feierlichen Gottesdienst wurde Tee auf der Veranda der Stadthalle ge-reicht. Dann folgte ein Empfang im Rat-hausaal, den man mit dem Motto „Preis- send mit viel schönen Reden“ hätte aus-zeichnen können. Es sprachen Msgr. Mohn, Mr. Skea von Pilgrimsrest, Mr. J. McKenna von Witbank und der Apo-stolische Delegat.

Hierauf fand die Hauptversammlung der katholischen Männervereine statt, in der Se. Exzellenz der Erzbischof, Msgr. Mohn, mehrere Patres und einige Mitglieder-vertreter der fünf verschiedenen Zweigvereine zu Worte kamen.

Dann vereinigte ein Mahl die Festteil-nehmer im Phoenix-Hotel, und nachher ver-ließen die auswärtigen Gäste uns wieder.

Das Bild der Stadt Barberton, die heute wieder 3200 Einwohner zählt, davon die Hälfte Weiße, hat sich seit den Tagen P. Kel-lys bedeutend verändert, verbessert. Die Wellblechhäuschen sind zum größten Teile verschwunden und haben festen Bauten aus Ziegel oder Stein Platz gemacht. Wenn gute Baumeister behaupten, daß eine Kirche oder ein anderes öffentliches Gebäude der Umgebung angepaßt sein soll, dann muß ich beschämt eingestehen, daß ich in das moderne Barberton jetzt nicht mehr hinein-passe.

Ich kann auch gleich verraten, daß mir an meinem Jubeltage mein Todesurteil ge-sprochen wurde. „Barberton braucht eine neue katholische Kirche“, hieß es. Man hat auch schon einen Bauplatz, der viel höher und besser gelegen ist als der Platz, den ich einnehme. So handelt es sich jetzt nur ums Geld zum Bauen. Die Baustoffe sind nicht mehr so teuer wie vor 50 Jahren, da wir jetzt die Eisenbahn haben. Aber kein Zy-

linderhut in Bacberton wird jene denkwürdige Sammlung zur Wiederholung bringen können. Es wird zwar noch Gold gegraben und gefunden, aber nicht mehr von unabhängigen Grübern, sondern von Gesellschaften, die Anteilscheine veraus-

gaben und „Dividenden“ ausgeben (und zurückhalten). Es wird langsamer gehen wie vor 50 Jahren, aber es wird gehen, und in dieser Hoffnung sehe ich meinem baldigen Hinscheiden ergeben und getröstet entgegen. A. C.

Ein Firmtag in Glen Cowie.

Es ist gegen Abend des 16. Juni. Auf der entlegenen, sonst so einsamen Missionsstation Glen Cowie herrschte heute reges Leben. Den ganzen Tag schon kamen Leute an, Christen und Heiden, teils ein-

zeln, teils in kleineren oder größeren Gruppen geschart; viele von ihnen kommen weit her und haben bereits einen sechs- bis siebenstündigen Weg hinter sich. Doch ihrer Müdigkeit nicht achtend, ziehen sie, frohe Wieder singend, in die Missionsstation ein.

Hier sind bereits seit frühem Morgen ungezählte Hände an der Arbeit. Es wird gefäubert, gekehrt, geschmückt und geordnet, erwarten wir ja heute Se. Exzellenz, den Apostolischen Delegaten.

Den Eingang zur Missionsstation schmückt bereits ein hübscher Triumphbogen, sein fattes Grün umschlingt eine Tafel mit einem herzlichen Willkommgruß. Den Weg von dort zur Kirche säumt eine Allee von Bäumchen, die Bruder Gärtner für dieses Fest hieher verpflanzt hat. Drüben, einige hundert Schritte entfernt, steht, vom Waldesgrün beschattet, in Blütenpracht gehüllt, der Feldaltar. Dort soll morgen die heilige Firmung statthaben, denn unser Missionskirchlein wäre viel zu klein, um die zur Feier erschienenen Menschen zu fassen. Und allein hier, unter freiem Himmel, in diesem von Afrikas Sonne erhellten Gottestempel, ist ein Ort, würdig für die heilige Handlung.

Nun ist alles für das hohe Fest bereitet. Soweit es in unsern Kräften stand, haben wir alles aufgeboten, um den Firmtag möglichst feierlich zu gestalten und den Vertreter des Heiligen Vaters würdig zu empfangen, erwarten wir ja, daß nicht bloß unsere Christen, sondern auch mancher hartgesottene Heide von dieser Feier einen tiefen Eindruck mit nach Hause nehme.

Schon geht der Tag zur Neige, die Sonne schleicht langsam hinter den Bergen abwärts; draußen am Triumphbogen hat bereits das Missionspersonal zusammen mit einer großen Volksmenge Aufstellung



Die Musik in Afrika.

Musik ist eine Leidenschaft vieler afrikanischer Völker und die Missionäre bedienen sich auch der Tonkunst, um die Eingeborenen zu den Missionen heranzuziehen. Im Seminar von Robya, apostolisches Vikariat von Butoba in Tanganika, wurde ein richtiges Orchester gebildet, das mit seinen Konzerten und auf seinen Fahrten schon gewaltige Erfolge errungen hat. Das Bild zeigt den Missionär, der einen Seminaristen im Gebrauch eines Musikinstrumentes unterweist.

(Fides-Foto.)

Mitgift für eine Frau am Kongo.

Bei den meisten einheimischen Stämmen Afrikas bringt nicht die Braut die Mitgift in die Ehe, sondern der Bräutigam muß an die Familie der Braut eine Mitgift entrichten. Die Bezahlung besteht in einer entsprechenden Anzahl Schafe, Rinder, Kühe usw. Kriegerische Stämme ziehen oft die Bezahlung in Waffen vor. Auf unserem Bild sind Eingeborene aus dem Vikariat Buta in Belgisch-Kongo daran, Lanzen und Messer als Preis für eine Heirat herzurichten.

(Fides-Foto.)



genommen, wir warten auf die Ankunft des hohen Kirchenfürsten.

„Kommt nicht bald der Bischof?“ so fragt schon ungeduldig mancher Krauskopf und lugt forschend die Straße hinauf, ob nicht etwa ein aufsteigendes Staubwölkchen sein Kommen verkünde. Die Schulkinder schwenken schon voller Erwartung ihre Fahnen und Fähnlein oder summen ihr Begrüßungslied vor sich hin; unter den Erwachsenen erzählt man sich dies und jenes vom großen „Baas“, der erwartet wird. Ein großer „moruti“, Lehrer, soll er sein, von weit her komme er, gar der Heilige Vater selbst soll ihn gefandt haben, um in seinem Namen die schwarzen Kinder drunten in Afrika zu besuchen usw. So redet man hin und her und jeder weiß etwas Neues vom guten Bischof zu erzählen. Alle aber sind voll Erwartung und Freude.

Da mitten ins Geplauder hinein ruft die Glocke: Er kommt! Ein Auto rollt heran und ihm entsteigt Se. Erzellenz Erzbischof Gijsswijk, der freudvoll erwartete Gesandte des Heiligen Vaters, begleitet von unserem Hochwürdigsten Apostolischen Präfekten Msr. Alois Mohn. Endlich ist er da! Vor lauter Schauen und Bewundern hätten die schwarzen Knirpse bald den Willkommgruß vergessen, doch das stramme Regiment des schwarzen Lehrers bringt sie bald wieder in die Wirklichkeit zurück und nun schmettern sie ihm aus

freuddurchbehter Brust ein Begrüßungslied entgegen, wobei indes ihre schwarzen Händchen und Hände die Musikinstrumente ersetzen mußten. Nachdem das Lied verklungen, tritt ein schwarzes Wüßchen aus der Reihe und bringt in kindlich einfachen Worten dem hohen Besuch die ersten Grüße der jungen Christengemeinde von Glen Cowie entgegen. Ihm schließt sich noch der Rektor der Station, P. Bratina, mit warmen Begrüßungsworten an. Unter Glockengeläute, die wehenden Fahnen voraus, bewegt sich der Zug zur Kirche, wo Se. Erzellenz den sakramentalen Segen erteilt.

Nun weilt er für kurze Zeit unter uns, der hohe Würdenträger, der Abgesandte des Heiligen Vaters. Die Schwarzen geben ihrer Freude Ausdruck durch ihre heiteren Lieder und Gefänge bis tief in die Nacht hinein. Und als der Morgen des 17. Juni graute, waren sie schon wieder auf den Beinen und weckten die Station mit frohem Gesang.

Um 9 Uhr beginnt die heilige Handlung. Der Bischof zieht, mit den kirchlichen Gewändern bekleidet, in Prozession hinüber zum festlich geschmückten Altar und bringt das heilige Opfer dar. Die Firmlinge mit ihren Baten umstehen wie eine Ehrengarde die heilige Stätte. Fromme Lieder aus frischen Kinderkehlen hallen während des Opfers durch den weiten Dom der Natur.

Nach Beendigung der heiligen Messe wendet sich der Bischof an die Firmlinge und mit tiefempfundnen Worten erklärt er ihnen den feierlichen Augenblick, der nun für sie geschlagen, wo der Geist Gottes auf sie herabkommen wird, gleichwie einst am ersten Pfingstfest über die Apostel. „Dieser Geist Gottes wird auch euch heute zu vollen Christen machen. Als Kinder Gottes und Erben des Himmels seid ihr vom Taufstein weggegangen; heute aber sollt ihr zu Rittern geschlagen werden, sollt eintreten in die Ehrengarde der Streiter Christi. Im Kampf für Christus sollt ihr zeigen, ob ihr seines Reiches würdig seid. Wollt ihr unerschrockene Kämpfer für Gottes Ehre werden bis zum Tod? . . .“ Mit offenem Munde lauschte die lautlose Menge seinen begeisterten Worten, und auf ihren Lippen lag ein entschiedenes „Ja“. Jetzt streckt der Bischof seine Hände über die Firmlinge aus und vollzieht an sechzig die heilige Handlung. Nochmals wendet sich dann der Kirchenfürst an die neuen Gottesstreiter und fordert sie auf zum Fahneid für Christus. In die Worte des Glaubensbekenntnisses legten sie ihren aus dem Herzen kommenden Treuschwur nieder, der Vertreter der Kirche nahm ihn in Empfang und segnete ihn mit dem Segen des Heiligen Vaters. So schloß die für Christen und Heiden gewiß eindrucksvolle Feier.

Dieser Tag, wo zum erstenmal der Apostolische Delegat in unserer Mitte weilte und an eine so beträchtliche Zahl die heilige Firmung spendete, wird sicher zu den schönsten und denkwürdigsten seit dem Bestand der jungen Station zu rechnen sein. Zeigt vor allem schon die Zahl der Firmlinge, daß das Arbeiten und Mühen der Glaubensboten auf diesem steinigem Missionsfelde doch nicht umsonst ist. Ja, nachdem nun das Eis einmal gebrochen ist, wie Msgr. Mohn in einer Ansprache sagte, berechtigt diese Vapedimission zu den schönsten Hoffnungen.

Nur zu bald war der schöne Tag vorüber, an dem der hohe Gast bei uns weilte, sein Andenken aber wird sich noch lange wach erhalten. Se. Exzellenz hatte durch ihr liebes freundliches Wesen bald die Herzen der schwarzen Kinder erobert,

wozu freilich auch die Süßigkeiten ein wenig beigetragen haben mögen, die Se. Exzellenz an Firmlinge und Schulkinder verteilte. Diese Naturkinder bedankten sich für all die Liebe durch ihre leuchtenden Augen und ihre dankerfüllten Herzen und überhäufsten den Bischof mit den schmeichelhaftesten Ehrentiteln, die freilich im Munde eines zivilisierten Europäers etwas sonderbar klingen mögen, wie eine kleine Probe gleich zeigt: „tumela sebata kgomo . . . sebata kolobe . . .“, d. h. „Sei begrüßt, wildes Vieh . . ., wildes Schwein . . .“ Aber diese Leutchen hier, diese besonderen Liebhaber des Viehs, haben keine größeren Ehrentitel zu vergeben als diese und sie teilen sie daher auch nur selten aus, nur wenn man jemand besonders ehren will. Se. Exzellenz, selbst im Missionsdienst ergraut, hat sich natürlich alles eher als beleidigt gefühlt; er fühlt sich wohl unter den Schwarzen und hat ein warmfühlendes Herz für diese armen Menschen.

Herzlich waren auch seine Abschiedsworte an das Missionspersonal. Er zeigte sich mit dem Fortgang der Station wohl zufrieden. Hinweisend auf die großen Schwierigkeiten, mit denen wir hier zu kämpfen haben, und die trotzdem bereits schönen Erfolge, sagte er: „Augenfällig ist Gottes Vaterseggen mit euch und eurer Arbeit, ja, ich muß das Werk hier geradezu wunderbar nennen.“ Das ist ein schönes Wort! Das ist aber auch ein schönes Lob für euch, ihr lieben Missionswohlthäter in der Heimat, die ihr durch euer Gebet und Opfer zu diesem Werke beigetragen . . . Begleitet von den herzlichsten Abschiedsgrüßen von uns allen, verließ der Apostolische Delegat am folgenden Tag Glen Comie.

Es ist wieder still und einsam geworden auf der Station, aber heilige Weihestimmung liegt auf ihr, seit der Vertreter des Papstes unter uns weilte. Neuer Mut und neue Begeisterung erfüllt unsere Brust zum Weiterkämpfen und Weiterarbeiten, daß wir mit Gottes Gnade recht viele dieser armen Menschen den Sklavenketten Satans entreißen mögen.

Umschau.

Camaci (Tidschiinfeln). Ist der Aus-
satz heilbar? Der letzte ärztliche Be-
fund auf der großen, wohlbekanntem
Leprosenstation Makogai scheint dieser
Hoffnung Raum zu bieten. Die halbjähr-
lich wiederkehrende Untersuchungskom-
mission konnte von 580 Leprosen 9 als ge-
heilt erklären und in die Heimat entlassen.
Allerdings müssen sie sich dort regelmäßig
in gewissen Zeitabständen den ärztlichen
Behörden ihres Bezirkes stellen, die unter-
suchen müssen, ob die Heilung eine dau-
ernde ist.

Mugera (Urundi, Belgisch-Kongo). Der
einheimische Klerus in Urundi.
In dem von Weißen Vätern geleiteten Vi-
kariat Urundi sind die Stationen Murehe
und Mugerero dem einheimischen Klerus
anvertraut. 11 schwarze Priester nehmen
sich ihrer 25.000 Christen mit einem Eifer
und einer Hingebung an, die ihre Früchte
bereits gezeitigt haben. Den Beweis dafür
liefern die 833.000 Jahreskommunionen
sowie die 10.000 Taufbewerber und die
noch höhere Anzahl der Anwärter. Im Juli
1936 haben drei Neupriester die Reihen des
einheimischen Klerus verstärkt, während
im großen Seminar 18 Kandidaten neuen
Zuwachs versprechen. Das Vikariat mit sei-
nen 200.000 Neuchristen hat Arbeit genug
für alle. überhaupt bilden hier wie überall
die Berufungen zum Priester- und Ordens-
stand einen der besten Gradmesser für den
religiösen Eifer der Bevölkerung.

Es gibt Familien, in denen sozusagen der
geistliche Beruf schon heimisch ist. So hat
der Pfarrer von Murehe eine Schwester in
der einheimischen Kongregation der Töch-
ter der hl. Theresia. Ein Bruder ist Or-
densmann in einer Kongregation des
Nachbarkariates. Einer der Pfarrvikare
hat einen Bruder im großen Seminar, der

vor den höheren Weihen steht. Ebenso ein-
fach wie ergreifend ist oft die Geschichte
dieser Berufe. Pfarrer Franz Xaver war
von Kindheit an von seinem Vater dem
Herrn geweiht worden. Der Kleine wurde
auf den Schultern durch Wald und Busch
ins kleine Seminar getragen. Pfarrer Ni-
kolaus begann seine Laufbahn als Küchen-
junge. Vorbildlich in ihrer Armut und
Frömmigkeit, leben diese Priester unter
ihren Schäflein, von denen sie hochgeachtet
sind. Sie sind eine Stütze und ein Trost
für ihren Bischof, der weiß, daß Christus
den Menschen durch den Menschen, den
Schwarzen durch den Schwarzen für das
ewige Leben gewinnen will.

Bamako (Sudan). Erster einhei-
mischer Priester im Französi-
schen Sudan. Unter den 58 Weißen
Vätern, die am 29. Juni in der Kathedrale
zu Karthago zu Priestern geweiht wurden,
ist ein Neger: H. P. Prosper Camara, der
erste eingeborene Priester von Bamako.
Der Neugeweihte entstammt einer braven
katholischen Familie von Kayes. Der Va-
ter gehört zu den Erstlingschristen des Lan-
des. Um besser seinen religiösen Verpflich-
tungen nachleben zu können, gab er sein
Amt als Bahnhofsvorstand auf und ließ
sich in nächster Nähe der Mission nieder.
P. Camara machte seine Vorstudien im
Sudan, mußte aber zum Studium der
Philosophie Kerlois aufsuchen. Er trat bei
den Weißen Vätern ins Noviziat und be-
endete seine theologischen Studien in
Karthago. Juni 1936 leistete er den bei
den Weißen Vätern vorgeschriebenen Eid
und wurde zum Subdiakon geweiht. Er
ist jetzt 32 Jahre alt. Am Tage, da sein
erster Priester geweiht wurde, beging der
Apostolische Vikar von Bamako, Erzzenz
Molin, sein silbernes Priesterjubiläum.

Im Banne der Nail.*

Ein Roman aus Kamerun von Hermann Stolaster. (Fortsetzung.)

Der „Erste“ ging. Klang sein Schritt
nicht wichtiger als sonst? Die Anker-

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des
Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau),
Baden.

kette rasselte. Die „Möwe“ nahm ihre
Fahrt wieder auf. Johnson stand auf der
Brücke. Die Wachen wechselten in üblicher
Reihe. Er blieb auf dem Posten. Heute
durfte er zeigen, daß er fähig war, einen

kleinen Kreuzer zu führen, O Gott, wenn er Erfolg hätte!... Der Lorbeer fiel freilich einem andern zu. Aber der hatte es verdient. Und Raffles war edel genug, das Verdienst seiner Offiziere anzuerkennen. Er würde nicht verfehlen, ihm „oben“ eine gute Nummer zu sichern. Und wenn er es auch deswegen nicht tat, du lieber Himmel, der Wunsch, vorwärts zu kommen, war ihm nicht fremd.

Die Sonne ging zur Küste. Mit abgeblendeten Lichtern flog die „Möwe“ vorwärts.

„Die ‚Schwalbe‘ macht ihrem Namen Ehre“, sagte Barnill zu seinem Vertrauten, als sie mit Wollrauch nach der Küste schwenkten, die soeben vor ihren Augen auftauchte.

„Ja, Ihr könnt Euch nicht beschweren. Selten bleibt einem das Glück so treu bis zum Ende wie Euch. Einem andern wäre es bei der Verwegenheit, mit der Ihr oft vorgeht, längst schief gegangen.“

„Meine Verwegenheit ging eben nie weiter, als Klugheit und Überlegung gestatteten.“ — „Das sagt nur nicht zu laut. Ich meine, es ist schon mehr als Verwegenheit, daß Ihr zum Beispiel hier Eure Konterbande verstaubt, wo die Polypen oft wochenlang herumliegen, wenn sie ihre Kessel flicken.“

„Du bist kurzsichtig wie immer. Kriegsschiffe sind größer als mein Kasten. Ehe die mich sehen, habe ich sie längst gesichtet. Steh' ich denn umsonst auf der Brücke? Ich weiß, wo die Gefahr droht, und gehe ihr aus dem Wege. Das ist die ganze Kunst. Mancher lernt sie nie.“ Mit einem spöttischen Seitenblick auf Jago waren die letzten Worte gesprochen. „Danke für das Kompliment. Ich weiß, daß ich von Euch noch lernen kann.“

Ntonga stand in der Nähe der Kapitänskabine und schaute nach dem Lande hinüber. Das Bild war ihm nicht fremd. Schon öfter hatte er, wie heute, von Bord aus diese Herrlichkeit der schönen Gotteswelt betrachtet, heute zum erstenmal als Unfreier, als Gefangener, als Sklave. Schmerzliche Sehnsucht hielt Einzug in seiner Seele. Wenn er hier... Doch das war undenkbar. Er wandte sich ab. Sein

Blick fiel auf Barnill, der auf der Brücke stehend nach ihm ausschaute. Der Kapitän winkte ihn zu sich. Ntonga beeilte sich, dem Befehl nachzukommen. Er wußte, daß die Langsamkeit dem weißen Herrn verhaßt war. Mit wenigen Sätzen nahm er die Treppe, blieb aber, oben angekommen, in wartender Haltung abseits stehen, da Barnill noch mit Jago im Gespräch begriffen war. „Sie haben mich gerufen, Herr Kapitän“, sagte er, als Barnill eine Pause machte.

„Ja. Geh, laß dir einen Korb oder eine kleine Kiste geben. Nimm ein halbes Brot aus dem Schrank und ein Stück Schinken, ungefähr soviel“ — er zeigte die Größe an seiner Hand — „wickle beides in Papier ein. Die Flasche, die auf dem Tische steht, nimm auch mit. Dazu Pfropfenzieher, zwei Gläser und zwei Bestecke. Wir gehen an Land. Was also hast du zu tun?“

Ntonga wiederholte den Auftrag. Als er hörte, daß er an Land gehen sollte, schien sich der Schlag seines Herzens zu verdoppeln. Barnill merkte den Schimmer, der im Auge des Jünglings aufleuchtete.

„Ja, geh jetzt“, sagte er. „Wenn dir aber die Idee kommen sollte, auszureißen, dann gib sie schleunigst auf. Ich nehme ein Gewehr mit und schieße nie daneben. Verstanden?“

„Ja, Herr.“ Ntonga war betroffen, daß Barnill ihn erraten hatte. Allein trotz des Gewehres wollte der Gedanke an die Flucht ihn nicht verlassen. Er gab sich Mühe, nicht daran zu denken. Es gelang ihm nicht. Als er die Kabine Barnills betrat, standen zwei Flaschen auf dem Tisch. Kurz entschlossen wickelte er beide in Papier und legte sie in seine Kiste. „Mögen sie trinken“, dachte er, „das erschwert das Zielen.“

Es wurde doch später, als Barnill gedacht hatte, ehe die „Schwalbe“ Man-war-beach erreichte. Die Wellen hüpfen schon gegen den unteren Rand der Sonnenscheibe, als die Boote auf den Sand liefen. Der „Kote“ begrüßte den Kapitän mit vertraulichem Handschlag. — „Ihr seid verteuft lang ausgeblieben, alter Häuptling. Fast fürchtete ich, Ihr hättet mich vergessen.“

„Wir hatten Pech, so halberlei wenigstens. Ich erzähle es dir nachher. Wieviel

Leute hast du?“ — „Siebenundvierzig, wenn nicht noch in letzter Stunde einer ausgekniffen ist. Verschiedene habe ich in den spanischen Bock spannen müssen und einen sogar zur Ader gelassen.“

„Laß die Schlimmsten gleich mit dem ersten Schub fort. Zwanzig Mann in jedes Boot. Den Rest nehmen wir mit. Mein Boot kommt wieder.“

Der „Rote“ ließ einen kleinen, selbstgezimmerter Tisch aus dem Zelt herausbringen. Zwei Kisten mußten als Stühle dienen. Die beiden setzten sich.

„Laß ein Feuer anzünden“, befahl Barnill, „damit das Boot den Weg findet.“ Ein paar Schwarze führten den Auftrag aus. Ntonga hatte die zwei Gläser zuerst hervorgefucht, öffnete eine Flasche und schenkte ein. Danach packte er auch die andern Sachen aus.

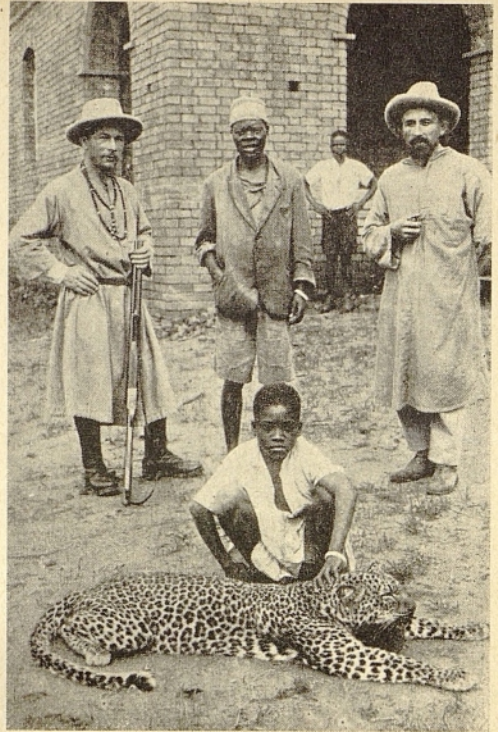
„Ihr habt eine feine Nase“, sagte der „Rote“, indem er das Glas erhob und Barnill zutrank. „Darauf habe ich lange gemartet.“

„Das dachte ich mir. Zu essen habe ich auch mitgebracht. Wie stand es damit?“

„O, Hunger haben wir nicht gelitten. Was hast du da?“ fragte er Ntonga. „Ah, Geräuchertes, ja, das ist mal was anderes. Nur her damit. Da bin ich dabei.“

Der „Rote“, der diesen Namen seinen Haaren zu danken hatte, hieß eigentlich Hans Roeger und war der einzige Gebildete an Bord des Sklavenschiffes. Er stammte aus Holstein, wo sein Vater ein kleines Mühlengrundstück bewirtschaftete. Hans studierte zuerst ein Semester Theologie, das war ihm zu fromm, dann zwei Semester Jura, das war ihm zu schwer. Nach weiteren vier Semestern Medizin fiel er durch. In Holland nannte er sich Arzt, was ihm von der Staatsanwaltschaft sehr verübelt wurde. Nach verbüßter Strafe ging er nach England, machte verschiedene vergebliche Versuche, festen Boden zu gewinnen, und blieb zuletzt bei Barnill hängen. Der Pirat schätzte ihn, weil er der Mannschaft mit seiner Heilkunde gute Dienste leistete und weil er ein guter Gesellschaftler war.

„Der Schinken ist ausgezeichnet“, sagte Roeger. „Der stammt gewiß aus Holstein. Nirgendwo gibt es so saftige Schweine



Pantherjagd.

Die Gegend von Chilubula im apostolischen Biskariat von Bangweolo, Nordrhodesien, wurde von Panthern heimgesucht. Die Weißen Väter jener Mission organisierten eine Jagd auf diese gefährlichen Bestien und in anderthalb Monaten fingen sie auch in Fallen 5 Exemplare, vier Männchen und ein Weibchen. (Fides-Foto.)

und so aromatischen Rauch.“ Damit schnitt er sich zum dritten Mal ein Stück davon ab.

Barnill lachte. „Laß es dir gut schmecken, Hans. Zwischendurch kannst du aber erzählen, wie es dir ergangen ist.“

„Nein, erzählt Ihr zuerst, ich habe noch zu tun. übrigens geizmet es sich, daß zuerst der Herr redet und dann sein getreuer Knecht.“

„Wir sind im Sanaga gewesen“, warf Barnill hin, als wenn es sich um eine alltägliche Sache handle.

„Was? Mit dem ganzen Kahn? Und heil wieder herausgekommen? Donnerwetter! . . . Nehmt Ihr noch etwas davon?“ fügte er hinzu, auf den Schinken zeigend. „Nein? . . . Um so besser, dann

nehme ich den kleinen Rest. Schade, daß die Bulle schon leer ist.“

Ntonga hatte die zweite Flasche aus der Kiste gezogen und war daran, den Pfropfenzieher einzudrehen.

„Was ist das? Noch eine?“ fragte Barnill erstaunt. „Ja, Herr, es standen zwei Flaschen auf dem Tisch. Da nahm ich sie mit.“

„So? Das wußte ich nicht. Nun, da sie einmal da ist, her damit.“ Ntonga füllte die Gläser.

„Welcher Satan hat Euch geraten, mit Eurem Kasten in den Sanaga hinein zu kriechen?“ — „Die Polypen waren uns auf den Fersen.“ — „Donnerwetter, erzählt doch; das ist ja rührend.“

„Wenn wir an Bord sind. Das war aber noch nicht das Schönste. Im Sanaga ging es noch toller zu. Weißt du, Hans, über meine Erlebnisse und Abenteuer mußt du ein Buch schreiben. Du wirst berühmt damit.“

„Werde ich sowieso! Und den Titel dazu habe ich auch schon: Barnill, der frechste aller Piraten, oder Die Geheimnisse des großen Stromes, Seeräuberroman aus der Gegenwart von Hans Roeger, Seeräuber.“

„Bravo!“ rief Barnill. „Das zieht. Der Titel ist die Hauptsache.“ Die Gläser klangen. Die zweite Flasche verschwand schneller als die erste.

„Herr, gestatte, daß ich ein wenig abseits gehe.“ Ntonga war es, der mit diesen Worten das Gespräch der beiden Zechgenossen unterbrach.

„Ja, geh, aber schnell, und entferne dich nicht zu weit.“ — „Nein, Herr“, sagte Ntonga, indem er eilig den Strand entlang lief.

„Halt, das ist weit genug“, rief Barnill ihm nach. Ntonga blieb stehen. Als sich der Pirat aber einen Augenblick später wieder umwandte, sah er Ntonga weiterlaufen. Er war bereits aus dem Schein des Feuers hinaus und der Felsgruppe nahe, die nicht weit von der Stelle aufragte. Da es dunkel war, sah man seine Gestalt nur noch wie einen Schatten am Ufer entlang gleiten.

„Donnerwetter, der Kerl geht mir durch“, rief Barnill, indem er das Gewehr vom Boden aufhob.

„Ach was! Er will nur auf die Felsen gehen. Das tun meine Leute immer. Das ist so Gewohnheit bei den Negern“, sagte Roeger.

Aber Barnill wußte es besser. Als er Ntonga zu den Felsen hinaufspringen sah, riß er das Gewehr an die Backe. „Ärgerlich! Der Feuerschein blendet.“ Er machte zwei, drei Schritte vorwärts. Der Schuß krachte.

„Da hast du's, mein Junge. Warum hörst . . .“ Mitten im Satz brach er ab. Ein Aufschrei Roegers hatte ihn erschreckt.

Im selben Augenblick packte ihn eine kräftige Faust im Nacken und warf ihn rücklings zu Boden. Zwei Matrosen rissen ihm das Gewehr aus der Hand. Noch ehe er recht an Gegenwehr dachte, klirrten eiserne Klammern um seine Handgelenke.

„Was ist das?“ rief er bestürzt und sah sich nach Roeger um. Den hatte bereits das gleiche Schicksal ereilt. „Meine Herren!“ stotterte er . . .

„Nun kommt die Vergeltung“, sagte Johnson, der mit gezogenem Degen neben ihm stand. „Vorwärts, ins Boot!“

„Aufstehen!“ befahl Tailor. Barnill, der am Boden lag, konnte sich der geschlossenen Hände wegen nicht schnell genug erheben. Die drei Matrosen, die ihn überwältigt hatten, halfen ihm dabei. Sehr sanft gingen sie nicht mit ihm um. Barnill fuhr auf.

„Sie haben kein Recht, mich so zu behandeln. Ich verlange . . .“ — „Maul halten, Bursche!“ schrie Tailor, „sonst zeigt dir meine flache Klinge, was du zu verlangen hast.“

Die Verbrecher wurden ins Boot gebracht. Johnson erklärte den Schwarzen, die noch an Land waren, daß sie frei seien. Dann folgte er.

Bald nach Sonnenuntergang sichtete der Mann im Mastkorb der „Möwe“ die Lichter des Piratenschiffes. Die Boote hingen fertig in den Kranen. Die Matrosen standen abteilungsweise mit Gewehr bei Fuß an Steuerbord. Jeder war auf seinem Posten.

Am Himmel hing schwarzes Gewölk. Im Schuß des dunkeln Abends kam die „Möwe“ bis auf ungefähr anderthalb Kno-

ten an das Schiff des Piraten heran. Dann standen die Maschinen still. Die Boote glitten ins Wasser. Johnson befand sich im ersten Boot, das von der „Möwe“ abstieß. Das Boot, das neben dem seinen fuhr, war von Tailor befehligt. Williams hatte das dritte, ein Bootsmannsmaat das vierte Boot.

Die Bootsleute ruderten um die Wette. Johnsons Boot war das erste, das an der Bordwand der „Schwalbe“ anlegte. Eine Leine flog an Bord, ein eiserner Haken schlug sich mit Geräusch fest. Ehe die Wache kam, um nachzusehen, standen schon zwei Matrosen auf Deck. „Kein Wort!“ zischte der eine von ihnen und hielt dem Ankommenden die Mündung seines Gewehres vor die Nase. Und der Mann war still.

Geräuschlos kletterten die Matrosen hinauf und verteilten sich an Backbord-Keling. Eine Gruppe stieg die Treppe hinab in die untern Räume. Alles ging ohne Kommando.

Jago saß in der Kapitänskabine. Es war keine edle Arbeit, der er sich unterzog. Er hatte mit einem Nachschlüssel den Geheimschrank Barnills geöffnet, studierte dessen Geschäftsbücher und schrieb Zahlenreihen daraus ab. Ein Schurke traut dem andern nicht.

Tief versunken in seine Beschäftigung, hörte er das Aufschlagen der eisernen Haken an Deck nicht. Erst als das Geschrei einiger Leute, die von den Matrosen festgenommen wurden, zu ihm heraufdrang, wurde er stutzig. Er öffnete die Tür der Kabine und lugte hinaus. Da blinkte Tailors Pistole vor seinen Augen. „Hände hoch!“ gebot der Obermaat, und Jago tat, wie ihm geheißen. Ein Held war er nie.

In zehn Minuten war die ganze weiße Besatzung des Piratenschiffes zusammengebracht. Johnson fragte nach dem Kapitän. Als er hörte, Barnill sei an Land gegangen, übergab er Williams das Kommando an Bord und fuhr mit Tailor und sechs Matrosen hinüber.

Johnson ließ das Boot außerhalb des Feuerseins auf den Sand laufen. Er stand schon am Ufer, als Ntonga sich von den beiden Piraten trennte. Die Aufregung, die Ntongas Flucht hervorrief, kam ihm gelegen. So wurden die Verbrecher



Ein Bettler in Madras.

Dieser Bettler in Madras zieht die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden durch eine Art kupfernen Glockenspiels auf sich. Eine Handvoll Reis wird ihm als Nahrung, ein paar Lumpen als Kleidung und die Sonne zur Erwärmung genügen. (Fides-Foto.)

völlig überrascht und fanden keine Zeit zur Gegenwehr.

Nachdem das kleine Kommando zur „Schwalbe“ zurückgekehrt war, ließ Johnson auch die andern Europäer des Schiffes in Eisen legen. Ketten waren genug vorhanden.

Williams ging mit einigen Matrosen hinab, um die gefangenen Sklaven aus ihrem Verlies zu befreien. Fast hatte er seinen zart empfindenden Nerven zuviel zugetraut. Der Gestank, der aus den Räumen drang, sobald man die Tür öffnete, benahm ihm den Atem. Er mußte zurücktreten. In der Finsternis war niemand zu sehen. Nur unterdrückte Jammerschreie gaben Kunde, daß hier Menschen hausten.

„Mein Gott, ist's möglich, daß man in solcher Luft leben kann?“ rief er aus.

